

Aufzeichnungen von Karl Kaye zur Gemeinde Deinsen¹

Etwas über den geologischen Aufbau unserer Heimat.

Dort, wo der Weg von Deinsen nach Banteln in den Kulf einmündet, liegt ein einsames, verträumtes Plätzchen. Fichten und Kiefern grüßen von seinen Höhen und bieten dem Wanderer erquickenden Schatten, während ein buntdurchwirkter Wiesenteppich seine sanft sich neigenden Hänge deckt. Auf seinem Grunde ringen Blumen, Gräser und Büsche um den sonnigen Platz. Ein Bild des Friedens tut sich vor unseren Augen auf. Unsere Sonnenkinder in ihren weißen, roten gelben, braunen und blauen Märchenkleidern gaukeln von Blume zu Blume, um von dem süßen Nektar zu kosten. Schwarze, bunte und grünschillernde Käferlein ziehen gemächlich ihre Straße und biegen hier einem Strauche, dort einem Felstrümmer aus; und behende Ameisen laufen in geschäftiger Eile hin und her, um ihre zertretenen, verwehten und verschwemmten Wege aufzubessern oder Baustoffe zu ihren Wohnungen herbeizuschaffen. In einem verlassenen Maulwurfsbau hat ein Wespenschwarm sein Heim eingerichtet.

Geht der Tag zu Rüste, dann tritt mit scheuen Schritten das Reh aus dem Dunkel des Waldes und stillt seinen brennenden Durst in den klaren Wassertümpeln, die von dem letzten Regen zurückgeblieben sind. Meister Lampe hoppelt hinter einem Felsbrocken, der ihn den Tag über vor neugierigen Blicken und nachstellenden Feinden verborgen hat, hervor, und flinke Kaninchen kollern den Abhang herunter, um in dem duftenden Grase zu äsen. Von dem Wipfel einer Tanne flötet eine Schwarzdrossel, und eine Schar wilder Tauben fällt, vom Bohnenfelde kommend, in den Wald ein.

Nur an einer frischen Verletzung, die die Brucharbeiter dem Felsen geschlagen haben, erkennen wir, daß wir einen Steinbruch vor uns haben. Mit allen Kräften arbeitet die Natur daran, um die Wunde zum Verharschen zu bringen. Aber von Zeit zu Zeit kommen Männer in Arbeitskleidung mit Hammer, Brechstangen und Spitzhacken, um die vernarbende Wunde von neuem aufzureißen. Ob sie sich wohl bewußt sind, daß sie mit ihrer Arbeit ein Blatt der großen Schöpfungsgeschichte aufgeschlagen haben? Oder ob sie nur aus Berufsgründen Stoß auf Stoß und Schlag auf Schlag gegen die harte Felswand führen? Wer vermag es zu sagen?

Doch wem es gegeben ist, in dem großen Buche der Schöpfung zu lesen, dem weiß diese kleine Wunde viel zu erzählen von dem großen Geschehen im Wandel der Zeiten unserers Himmelskörpers. Schon die oberste Schicht, welche den kahlen Felsen wie eine grüne Plüschdecke mit eingestreuten Blumen bedeckt, gibt zu denken. Lehm, Sand, Kalk- und Schieferbrocken bilden hier ein buntes Gemisch.

Wie ist diese Schicht entstanden, und wie ist sie hierher gekommen?

Die Geologen behaupten, daß diese Kummerschicht aus Verwitterungsprodukten bestehe. Die Naturkräfte haben langsam, aber beharrlich an der Veränderung der Erdoberfläche gearbeitet, hier zerstört, dort wieder aufgebaut; die heiße Mittagssonne brachte die kahlen Gesteinsmassen zum Bersten; das Wasser füllte die Risse auf und erweiterte sie durch Auswaschen und Auflösen; der Frost dehnte das Wasser aus und sprengte ein Stück nach dem anderen ab, während die Schwerkraft diese Trümmer den Berg hinabrollen ließ. Der Wind trug die bis zu staubförmigen Körnchen zermahlen, zerquetschten und zerdrückten Trümmerreste

dazwischen und darüber; und Gräser, Blumen, Rosen und Dornsträucher weben in die Decke die lieblichen Farben hinein.

Aber noch gewaltiger wird dieses Bild, wenn wir die darunter liegenden Schichten betrachten. In breiten Flözen, die nach oben dünner, nach unten immer mächtiger werden, streichen die Kalkgesteine von Süden nach Norden. Zahlreiche größere und kleinere Risse und Spalten zerreißen die Kalkschichten von oben nach unten. Plötzlich rollt ein Brocken herab und bleibt dicht vor unseren Füßen liegen. Erschrocken springen wir zur Seite. Dann heben wir ihn auf und betrachten ihn einmal genauer. Da bemerken wir zu unserer Überraschung, daß über all aus dem Kalkstein kleine Muscheln der verschiedensten Formen und Arten hervorlugen, die Gelehrten nennen sie Trochiten, daher dieses Gestein auch Muschel- oder Trochitenkalk genannt wird.

Doch mit dieser Erkenntnis stehen wir vor einem neuen Rätsel! Woher stammen diese Muscheln? Wollen wir dieses Rätsel lösen, so müssen wir viele Seiten in dem großen Buche der Schöpfungsgeschichte zurückblättern. Jahrtausende, wenn nicht gar Jahrtausende eilen an unserem geistigen Auge vorüber, und eine Ahnung kommt uns von den gewaltigen Zeitereignissen, die zum Aufbau unserer Heimat in der heutigen Gestalt geführt haben. Wenn diese Muscheln oder Trochiten, deren Schalen und Panzer wir in unzähliger Menge in dem Gestein finden, und diese Seelilien da vor uns waren einst Bewohner eines gewaltigen Meeres, das unsere Heimat bedeckte; und wo heute auf den Bergen die alten Buchen und Eichen rauschen und in den Tälern die Kornfelder einem wogenden Meere gleich sich senken und heben, da haben vor undenklichen Zeiten Muscheln gelebt und all die Ungeheuer des Meeres ihren Vernichtungskrieg², ihren Kampf ums Dasein geführt und die schaumgekrönten Häupter der sturmgepeitschten See ihr Spiel getrieben. Auf dem Grunde des Meeres setzte sich Muschel zu Muschel. Gewaltige Bänke davon entstanden. Die verwesenden Leiber bildeten den Kitt, der diese kalkhaltigen Muschellager zusammenhielt. Seelilien siedelten sich auf dem Schutt an, um mit ihren fingerförmigen Lippenansätzen durch fortwährende Strudelbewegung die kleinen und kleinsten Bewohner des Seewassers in ihrem geöffneten Mund zu ziehen. Hier und da blieb wohl der schwere Kalkpanzer eines Nautius, der, einem Unterseeboote³ gleich, durch Luftkammern in seinem Panzer auf- und niederstieg, in der Muschelschicht liegen; oder ein Ammonshorn aus der großen Familie der Cephalopoden wurde von dem großen Sterben des Meeres überrascht und zu Boden geworfen. Doch wenn die entfesselte Naturgewalten das Meer in seinen Tiefen aufrüttelten und aufwühlten, dann breiteten sich graue Schlickmassen über das große Grab auf dem Grunde des Meeres, und ein neues Leichenfeld erhob sich über dem alten. So entstand eine Muschelkalkschicht über der anderen.

Aber durch große Kräfteverschiebungen im Innern der Erde wurde unsere Gegend allmählich gehoben, das Wasser trat langsam zurück und gab Wellenschlag um Wellenschlag den Meeresboden frei, doch dieser war anscheinend nicht geschmeidig genug, um jeder Biegung und jedem Druck nachzugeben, davon zeugen zahllose senkrechte Risse und Sprünge, Verwerfungen und Brüche in dem Kalkgestein. Die nimmer ruhenden Naturkräfte begannen ihr Zerstörungswerk und schufen dadurch einen Ausgleich in den schroffen Gegensätzen von hoch und niedrig, steil und flach. Sie gestalteten allmählich das wechselvolle, reizende Landschaftsbild unserer Heimat.

In den großen Spalten bahnten sich dann später die Schmelzwasser der riesigen Gletscher, welche während der Eiszeit die Berge unserer nordischen Heimat überdeckten, einen Weg. So dürfte auch die Leine in eine große, tiefe Erdspalte ihr

Bett hineingewaschen und dort das breite, tiefe, liebliche Leinetal zwischen unserem Kulf und den Siebenbergen geschaffen haben. Auch die Täler unserer Ake, des Hoyershäuser Baches und der Saale folgen solchen Felsspalten; sie verkünden aber zugleich, das auch hier vorzeiten gewaltige Gletscherwasser den Urströmen zugeführt worden sind.

Denken wir uns nun noch die Farbenfreudigkeit der Pflanzenwelt, welche hier eine üppige Vegetation geschaffen hat, und die Vielgestaltigkeit der Tierwelt hinzu, so haben wir das Gegenwartsbild unserer eigenen Heimat vor uns.

Nachdem wir so in stundenlangem Sinnen die Blätter der großen Schöpfungsbuches durchgegangen sind, gehen wir nicht mehr so achtlos und gleichgültig an einer frischen Wunde oder Narbe unserer Allmutter Erde vorbei, denn nun ist es uns zu Gewißheit geworden, daß sie uns zu berichten wissen von dem Entstehen und Vergehen, von dem Wesen und Werden unserer lieben Heimateerde.

(Aus einem Aufsatz des Lehrers K. Kaye in der Leine- und Deisterzeitung vom 10. August 1927)

Die Sage von der Gründung Deinsens.

Vor alten Zeiten war das Tal zwischen dem Kulf, Speerberg, Riesbusch, Osterberg, und Sonnenberg, den Thüsterbergen und dem Duingenberg, wo jetzt die Dörfer Deinsen, Dunsen, Deilmissen und Marienhagen, Rott und Lübbrechtsen und die Wüstungen Bantensen und Ölsen liegen, noch mit lichten Wäldern, Gebüsch und Grasflächen bedeckt. Düstere Erlen und leuchtende Birken bildeten mit mächtigen Eichen und Haselsträuchern einen lichten Wald. Auf den grasreichen Waldblößen ästen Hirsche und Rehe, während der mächtige Ouerochse seinen tiefen Fährten durch das hohe Gras zog. Im Eichenkampe brach der alte Keiler nach Wurzeln und Larven, während die Bache mit ihren Frischlingen sich an den reifen Eicheln gütlich tat. In den zahlreichen Höhlen und Klüften des Kahnsteins und Kulfes hausten Bären und Wölfe. Im Scheine des Vollmondes verließ der Uhu sein Versteck, glitt geräuschlos durch den Wald und ließ von Zeit zu Zeit sein schauerliches „Uhu“ erschallen. Acke, Soldbeke, Tein- und Sührenbeke flossen träge und in mehreren Rinnen in ihrem sumpfigen Tälern daher, zur Zeit der Schneeschmelze alles in große Seen verwandelnd.

Zu dieser Zeit kamen durch die Dunser Dönse, einem Einschnitt zwischen Osterberg und Sonnenberg, wo jetzt das Dorf Dunsen liegt, mehrere schwerbeladene Wagen langsam das Tal der Acke herauf. Die großen, massiven Wagenräder schneiden tief in den weichen Boden ein, und die sechs Ochsen, womit jeder Wagen bespannt ist, schleppen ihre Last nur mühsam weiter. Auf dem ersten Wagen sitzen mehrere Frauen. Eine unter ihnen zeichnet sich vor den anderen aus, denn sie ist mit einem weißen, hemdartigen Linnengewand bekleidet. Hinter dem Wagenzug her treiben halbwüchsige Burschen eine Herde von Rindern und Schafen. Vor und neben dem Wagen reiten oder schreiten neun bewaffnete Männer, in der Hand den langen Speer, auf dem Rücken den starken Schild und an der Seite das kurze Schwert, den „Sachs“, um den Zug zu sichern und vor feindlichen Überfällen zu schützen. An der Spitze des Zuges reitet eine kraftstrotzende Männergestalt, dessen rotblondes Haar bis auf die Schulter herabfällt. In der Rechten trägt er den langen Wurfspeer, in der Linken hält er den starken Schild. Ein kurzes, breites Schwert steckt in der Scheide. Es ist Dedo, der Führer, mit seiner Zehntschaft. Sie gehören zu einer sächsischen Hundertschaft und suchen Land zum Siedeln. Aufmerksam läßt Dedo seine Blicke

zur Linken und zur Rechten schweifen und jede verdächtige Erscheinung faßt er fest ins Auge. Häufig stockt der Zug. Die Wagen sinken tief in das Gelände ein und müssen erst wieder flott gemacht werden.

Nach übermenschlichen Anstrengungen und zum Tode erschöpft erreichen sie mit dem anbrechenden Abend trockenes Land, welches oberhalb des Einschnitts zwischen Riesbusch und Speerberg im Tale der Acke zwischen zwei kleinen Nebenflüßchen, nämlich der Teinbeke im Süden und der Soldbeke im Westen und Norden sich ausdehnt. Hier gebietet der Führer halt und gibt Befehl, das Lager herzurichten. Er selbst durchstreift das Gebiet nach allen Richtungen und findet es herrlich geschützt. Im Osten fließt die Acke, und dahinter liegt zum Schutze gegen die kalten Ostwinde der nahe Kulf. Im Norden und Westen fließt die Soldbeke in ihrem sumpfigen Ufern und im Süden die Teinbeke. So gleicht es einer natürlichen Festung, und Dedo sieht sofort, daß diese Stelle zur menschlichen Niederlassung vorzüglich geeignet ist. Nun kehrt er in das Lager zurück und stößt den langen Speiß in die Erde, das Zeichen, daß er im Namen der Sippe Besitz von dem Grund und Boden ergriffen hat. Die Seinen haben inzwischen ein Lagerfeuer angezündet und braten über demselben einen jungen Hirsch, den sie unterwegs erlegt hatten, zum Nachtmahl. Nach dem Mahle werden für die Frauen aus Fellen und Decken Zelte errichtet, während sich die übrigen unter den lichten Büschen ein Nachtlager suchen. Die Männer halten abwechselnd Wache. Das Vieh bleibt auf der Weide und wird von den jungen Burschen bewacht.

Das Hasten und Jagen des Tages ist verstummt, und die Stimmen der Nacht werden laut. Schauerlich klingt das Geheul der Wölfe vom Walde herüber, in den alten Bäumen schreit der Uhu hohl und dumpf seinen Ruf in den schlafenden Wald hinein. Die Rinder auf der Weide drängen sich unruhig zusammen, denn ein Bär umschleicht das Lager, und die rauhaarigen Wolfshunde der Wächter ziehen aufgeregt an den Leinen, jeden Augenblick bereit, sich auf den nächtlichen Räuber zu stürzen. Aus den Sümpfen steigt dichter Nebel empor.

Kaum rötete sich der Himmel am anderen Morgen über dem Kulf, da stieß der Wächter dreimal in sein Horn, das aus dem Horn einer Kuh hergestellt war. Im nu wurde es lebendig im Lager. Alle eilten an die nahe Acke, um dort die Morgenwäsche vorzunehmen. Dann wurde das Lagerfeuer neu entfacht und der Morgenimbiß, der aus den Resten des Nachtmahls bestand, eingenommen. Nun traten die 10 Männer zu ernster Beratung zusammen. Dann wurde an die Arbeit gegangen. Hier an dieser Stelle sollte die Siedlung des Dedo entstehen, und sie sollte den Namen des Führers tragen und Dedohusen genannt werden. Die Männer gingen in den nahen Hain und fällten die mächtigen Eichen, um sie zu behauen. Bald wurde mit dem Bau des ersten Hauses begonnen. Die Pfosten wurden gesetzt, die Wände aus Flechtwerk hergestellt und mit Lehm beworfen. Das Dach wurde mit Schilf bedeckt, und in der Mitte des großen Raumes wurde aus Feldsteinen die Herdstelle errichtet. Der Fußboden wurde aus Lehm gestampft. Dann war das Haus bezugsfertig. Nach und nach entstanden in dieser Siedlung 10 Wohnstätten.

Das war die Siedlung Dedohusen, welche im Laufe der Jahrhunderte ihren Namen in Dedensen, Deensen und Deinsen verwandelte. Auch die schreibweise Dedessen soll vorgekommen sein. Noch in einer „Chur-Braunschweigisch-Lüneburgischen Landes-Ordnungen und Gesetze auf Ihre Königl. Majestät von Groß-Britannien als Churfürsten zu Braunschweig-Lüneburg Allernädigsten Befehl zusammen getragen und an das Licht gegeben“ vom Jahre 1739 heißt es in einer Aufschrift: „Vor die Kirch zu Dedensen. Anno den 12. Oktobris 1740. Joh. Andr. Juhsow m. p.“, während in einer anderen Schrift von 1799 der Name Deinsen zu lesen ist. Erst im Anfang des

19. Jahrhunderts hat sich der Name Deinsen eingebürgert, der wohl mehr als ein Hör- bzw. Schreibfehler anzusehen ist. (plattde. De\insen = Deinsen).⁴

Eine andere Sage von der Gründung Deinsens.

In altersgrauer Zeit stand oberhalb des Dorfes Ahrenfeld auf dem Hügel, wo jetzt der Kirchhof liegt, die Bullenburg. Ihre Mauern, Türme und Gebäude sind längst verfallen und die Steine zum Bau der großen Gartenmauer des Gutes Heinsen verwendet worden; aber noch heute lebt manche Geschichte über die Burg im Volksmunde.

Lange vor ihrer Zerstörung hauste auf der Burg das streitbare Rittergeschlecht derer von Arnefeld. Es war in der gesegneten Börde zwischen Thüsterberg, Osterwald und Leine reich begütert. Hier gab es fast in jedem Dorfe Bauernhöfe, von denen den Rittern Zins und Dienste zu leisten waren.

In jener Zeit trug es sich zu, daß ein Burgherr zu Ahrenfeld drei Söhne hatte. Sie wuchsen unter seinen Augen und strenger, ritterlicher Zucht allmählich zu stattlichen Jünglingen heran. Nach seinem Willen zogen sie eines Tages gemeinsam in die Welt hinaus, um im Kampf und Streit ihren Mut zu beweisen und ihre Kraft zu stählen. Ohne Furcht und Tadel fochten sie in mancher heißen Schlacht und kehrten erst nach vielen Jahren wieder glücklich auf die väterliche Burg zurück, reich an Ruhm und Ehren.

Nach ihrer Heimkehr lebten die drei Brüder mit ihrem Vater in einträglichem Gemeinschaft zusammen, und nie mehr sollten sich ihre Wege trennen. Obwohl aus den Jünglingen längst Männer mit Weib und Kindern geworden waren, konnte sich der Ritter nicht entschließen, ihnen ihr zugedachtes Erbe zu alleinigem Eigentum zuzuweisen.

Erst als er in hohem Alter sein Ende nahen fühlte, ließ er sich von seinem Knappen vor ein Fenster des Burgsaales tragen und berief seine Söhne zu sich an sein Sterbebett. Während seine Angehörigen traurig um das Lager des Greises standen, richtete er sich mühsam auf und schaute mit verklärtem Blick auf die reichen Dörfer und wiegenden Felder zu Füßen der Burg hinunter.

Der Ritter zeigte dann mit zitternder Hand auf seinen ältesten Sohn und auf die Dörfer unter dem Asmund und sprach: „Höir sall hui hiusen!“ Darauf wandte er sich an seinen zweiten Sohn, auf den kleinen Ort zwischen Sonnenberg und Osterberg deutend, mit den Worten: „Da sast Du hiusen.“ Zu seinem Jüngsten sagte er sodann: „Un dat werst joi jöck deilen mötten,“ flüsterte er zuletzt nach kurzem Besinnen, indes er auf die Dorfschaft wies, die in der Mitte zwischen den drei anderen lag.

Mit brechender Stimme hatte der Sterbende zuende gesprochen, dann sank er kraftlos auf sein Bett zurück und schlummerte sanft in die Ewigkeit hinüber. Als die Brüder ihren geliebten Vater zu Grabe geleitet hatten, führten sie seinen letzten Willen aus. Ein jeder erhielt das ihm zugesprochene Dorf mit allen Liegenschaften zu eigenem Besitz. Die Höfe des vierten Dorfes in der Mitte teilten sie sich schießlich und friedlich untereinander, wie es ihr Vater betimmt hatte. Und zum Andenken an seine letzten Worte nannten Sie die Dörfer: Heinsen, Dunsen, Deinsen und Deilmissen, wie sie noch heutzutage heißen. Heinr. Klages, Esbeck.⁵

Sagen, Märchen, Schnick u. Schnack.

Gesammelt von K. Kaye, Deinsen.

Wie der Name Deinsen entstand.

Vor vielen langen Jahren kamen zwei Riesen von der Weser über den Paß, wo heute das Dorf Marienhagen liegt, ins Tal der Acke und der Teinbeke. Als sie dieses schöne Tal sahen, das fast nach allen Seiten von Bergen gegen die rauhen Winde geschützt war, beschlossen sie, sich hier anzusiedeln. Sie wählten als Wohnplatz eine Stelle an der Teinbeke und nannten sich fortan Gebrüder Teinemann und ihre Siedlung Teinhusen. Sie bebauten das Feld um Deinsen, jagten in den Wäldern und trieben Viehwirtschaft. Der eine aber ging in den Wald, weil er Zimmermann war, während der andere Landwirt blieb. Auf dem Namen Teinhusen wurde aber durch Abkürzung Teinsen und später Deinsen.

Banster Kirchhof.

Vor alten Zeiten lag dort, wo heute die Wasmansche Feldscheine steht, die Siedlung des Banto, Bantensen oder Banste⁶ genannt. Die Feldmark heißt noch heute die Banster-Sieke, und eine Stelle führt den Namen Baster Kirchhof. Dort soll die Kirche dieses Dorfes gestanden haben. Von ihrem Untergange erzählt die Sage folgendes: Vor vielen hundert Jahren war eine unruhige und unsichere Zeit. Da brachen wilde Kriegshorden über dieses Dorf herein. Verzweifelt setzen sich die Bewohner zur Wehr; aber ein Haus nach dem anderen mußten sie von den acht Wohnsiedlungen dem Feinde überlassen und in Flammen und Rauch aufgehen sehen. Schritt für Schritt zogen sie sich auf ihre letzte Wallburg, den Kirchhof, zurück und verschanzten sich hinter der Kirchhofsmauer. Als aber auch in diese eine Bresche gelegt wurde und die Feinde eindringen, da flüchteten sich die Bewohner in den festen Kirchturm. Die Feinde legten aber Feuer an die Kirche und zwangen dadurch die Bewohner zur Übergabe. Viele wurden niedergemetzelt; die Überlebenden flohen und siedelten sich in dem benachbarten Deinsen (Dedensen) an. Die Glocke des Kirchturms stürzte herab und fiel in den Kirchhofsbrunnen, der die Quelle des Dorfes einfaßte. Dort ist sie versunken und nicht wieder ans Licht gebracht. Wenn man in der Christnacht sein Ohr an die Quelle hält, so kann man die Glocke in der Tiefe klingen hören.

Der Ölser Hof.

Unterhalb der Teche, etwa da, wo heute die Silberbeke die Deilmisser Straße kreuzt, lag in altern Zeiten die Siedlung Ohleshusen, auch Ölsen genannt oder kurz der Ölser Hof. Dort hausten einmal die Hünen. Da kam ein Riese des Weges daher und tötete die Hünen mit einem großen Steine. Er scharfte sie auf einer Wiese hinter dem Ölser Hofe ein. Bei der Verkoppelung⁷ der Deinser Feldmark haben die Köthner aus Deinsen die Wiesen eingeebnet; doch hat es ihnen wenig genützt, denn die Hügel der Gräber sind immer wieder zum Vorschein gekommen. Seitdem trägt die Wiese den Namen „Die sieben Hünengräber“. Um die Wiese war früher eine Haselnußhecke, von welcher sich die Kinder die Nüsse holten, wie alte Leute sich noch zu erinnern wissen.

Das Goldfeuer im Kulf.

Es war einmal ein Bauer mit seinem Knechte in der Nähe des Kulf auf dem Acker tätig. Da passierte dem Bauern etwas Unangenehmes, nämlich seine Pfeife ging aus. Er suchte und suchte in seinen Taschen, fand aber kein Feuerzeug. Auch der Knecht konnte seinem Herrn nicht mit Feuer dienen.

Da bemerkte der Bauer plötzlich, daß am Kulf ein kleines Feuer lustig brannte und Flammen schlug. Herr und Knecht waren darüber sehr verwundert. Der Bauer gab nun seinem Knechte den Auftrag, sogleich von diesem Feuer eine Kohle zu holen, damit er seine Pfeife in Brand setzen könnte. Bald darauf kehrte der Knecht mit einem kleinen Feuerbrand zurück und hielt ihn in die Pfeife seines Herrn.

Aber die Pfeife kam doch nicht in Brand, und als der Bauer ärgerlich in seine Pfeife schaute, bemerkte er ein Goldstück oben auf dem Tabak liegen. Wie er dieses ganz verwundert seinem Knechte sagen wollte, da versagte ihm vor freudiger Erregung die Stimme, und er blieb stumm bis an sein Lebensende.

(Ohne Titel.)

In Deinsen lebten einmal zwei Riesen, der eine war ein Holzhauer, der andere ein Ackersmann. Es begab sich einmal, daß der Bauersmann seinen Acker im Tale pflügte, während der Holzfäller auf dem Kulf Bäume fällte. Plötzlich brach dem Bauern der Pflug entzwei. Er ersuchte seinen Bruder, ihn für einen Augenblick seine Axt herabzuwerfen, damit er seinen Pflug wieder in Ordnung bringen könnte. Der Bruder erfüllte ihm sogleich seine Bitte. Als der Pflug wieder heil war, rief er dem Holzfäller zu: „Wahr ...!“ und warf ihm die Axt wieder hinauf. Dabei traf er seines Bruders Bein. „Habe ich dir was getan?“ fragte er erschrocken. „Es ist nur eine kleine Schramme,“ versetzte dieser. Dabei waren ihm aber in Wirklichkeit zwölf Pfund Fleisch aus der Lende gerissen.

Wie der Kahnstein entstand.

Einstmals gingen zwei Reisen von Hameln nach Gronau. Als sie hinter Copenbrügge in der Gegend von Ahrenfeld waren, klagte der eine dem anderen: „Tauf en lütjen Ogenblick; ick ham wa an lütjen Stein in'n Schäu, de drücket meck fürn. Eck möt den Schäu erst mal uttein.“⁸ Dann zog er seinen Schuh aus und schüttete ihn zur rechten Seite des Weges aus. „De schöll dek woll drücken“, lachte der andere, denn durch das Ausschütten des „kleinen Steins“ ist zwischen Ahrenfeld, Deilmissen, Deinsen und Marienhagen der Kahnstein entstanden.

Der Besuch beim Klausner.

Es begab sich einmal, daß die Gebrüder Teimmann aus Teinhusen nach dem Thüsterberge gewesen waren, um einen Bären zu erlegen⁹. Als sie nun hungrig und durstig von der Jagd heimkehrten, beschlossen sie, bei dem Klausner in Marienhag sich zu laben. Bereitwilligst öffnete der Klausner den beiden gutmütigen und friedliebenden Reisen die Tür. Bevor sie eintraten, machte der älter den jüngeren darauf aufmerksam, daß er auf der Hutkrempe einen kleinen Stock liegen habe. Der griff ihn und warf ihn zur Seite, dann kehrten sie ein. Der kleine Stock war aber so groß, daß der Klausner acht Tage davon zu brennen hatte.

Der Einsiedler in der Tegge.

Vor mehr als 100 Jahren stand in der Tegge, einem Walde westlich Deinsens, eine mächtige, uralte Eiche. Sie hatte wohl einen Umfang von dreißig Schuh. Im Innern derselben befanden sich zwei Hohlräume und zwar einer zur ebenen Erde und einer darüber in den Ästen der Eiche.

Zu diesem Baume kam einst ein Einsiedler, um sich in der Höhe häuslich niederzulassen. Er säuberte die Räume und stampfte den Boden mit Lehm aus. Dann weite er die Wände mit Kalk. Den unteren Raum benutzte er als Wohn- und Schlafgemach. An der linken Seite war das Lager, über das eine Decke aus Fellen gebreitet war. Gegenüber war die Herdstelle, auf der das Feuer fast nie erlosch. An den Wänden hingen an Pflöcken einige Töpfe, Krüge und sonstige Geräte. Den Eingang versah er mit einer verschließbaren Tür.

Im oberen Stock verwahrte er seine Vorräte. Dort hingen in Bündeln heilkräftige Kräuter, die die Leute gerne von ihm kauften. Auch verstand er sich darauf, das kranke Vieh zu besprechen und heilende Medizin für dasselbe zu brauen. Von Haus aus war er Korbmacher. Im Herbst sammelte er sich an den Bächen die Weidenreiser, die er im Laufe des Winters zu Körben verarbeitete. Mit diesen zog er dann auf die Dörfer und verkaufte sie.

Von dem Erlös und diesen verschiedenen Beschäftigungen ernährte er sich zum Teil. Dazu sammelte er im Sommer und Herbst die Früchte des Waldes. Im Sommer deckte er seinen Tisch mit Pilzen und Beeren. Für den Winter trug er in seine Vorratskammer Hasel- und Buchnüsse. Auch verstand er sich darauf, in Schlingen Hasen und Rehe zu fangen.

So verlebte der Einsiedler in seiner Baumklause einen großen Teil seines Lebens,. Hier wollte er auch dasselbe beschließen. Als er sich aber zum Sterben auf seinem Laublager niederlegte, holten ihn barmherzige Leute aus Marienhagen. Dort war er geboren, und dort hatte er seine Jugend verlebt. Nach kurzer Zeit ist er gestorben. Auch die uralte Eiche hat bald darauf der Sturm gefällt. (Baring: Saalechronik)¹⁰

Der Dieb.

In Conrad Veters Obstgarten steht nahe der Nachbarhecke ein altes Backhaus, wie es hier früher jeder Besitzer besaß. Manche sind noch erhalten und werden heute zu allem möglichen gebraucht; viele sind aber bereits abgebrochen. Als nun die Zeit der Selbstversorgung mit Brot vorbei war und man allgemein bei den beiden Berufsbäckern des Dorfes buk, benutzte Konrad Vetter alljährlich sein Backhaus zum trocknen des Obstes.

Zwei böse Schlingel hatten dieses aber bald ausgekundschaftet und statteten besagtem Backhaus alltäglich einen unwillkommenen Besuch ab, um sich ihre Taschen zu füllen. Dieses konnte dem Besitzer des Backofens aber nicht lange verborgen bleiben, und er beschloß in seinem gerechten Zorn, den Dieben eine verdiente Lektion zu erteilen. Zu diesem Zwecke versteckte er sich hinter seinem Stalle und wartete der Dinge, die da kommen sollten.

Er hatte auch in sofern Glück, daß er nicht lange warten brauchte; denn bald schob sich der eine Schlingel durch ein Loch in der Nachbarhecke und schlich vorsichtig nach allen Seiten sichernd nach dem Backofen. Kaum war er aber in der kunklen Öffnung verschwunden, da eilte auch Conrad Vetter in langen Sprüngen herbei einen gewaltigen Stecken in der Hand schwingend, und vertrat die Öffnung. „Tauf, du Deif,

jetzt hebbe eck deck. Kumm meck man herriut, dann slage ick deck de Knathen in'n Leiwe kaputt“¹¹, schrie er hinein. Aber der Gefangene überblickte sofort seine gefährliche Lage und sagte, ohne die Geistesgegenwart zu verlieren, ganz gelassen: „Tja, wenn eck dat Lock nach hin'n herre!“ „Wat, wat Lock hin'n?“ schrie der Alte ganz verdutzt und eilte um das Backhaus, um nachzusehen. Auf diesen Augenblick hatte der Schlingel nur gewartet. Wie ein Wiesel war er zum Ofen hinaus und durch die Hecke verschwunden. Eine lange Nase von jenseits und eine Handbewegung nach dem Hinterteil seines Körpers zeigte dem verdutzten Dreinschauenden, daß er der Gefoppte war.

Folgen des Alkoholteufels.

In Deinsen lebte einmal ein alter Mann, der an Gemüt einem Kinde gleichkam und keiner Seele etwas zuleide tat; nur schade, daß er die Flasche mehr liebte, als alles andere in der Welt. Diese Angewohnheit wurde manchmal zum Verhängnis. Ihm hatte man das wichtige Amt eines Gemeindedieners und Nachtwächters übertragen. Um nun sein kärgliches Einkommen zu vermehren, übernahm er auch noch die freigewordenen Ämter eines Kirchendieners und Balgentreters¹².

Einmal begegnete es ihm daß er an einem Sonnabendnachmittag, eingedenk seiner kirchlichen Würde, der Gemeinde die Einstimmung auf den kommenden Sonntag durch ein feierliches Glockengeläut beibringen wollte. Leider aber spielte ihm die leidige Flasche wieder einen bösen Streich. Sie ließ ihn nämlich auf vielen vergeblichen Gehversuchen nur bis an den Zaun vor der Kirche gelangen. Dort sank er andächtig in die Knie. Er mußte aber wohl in dem Glauben sein, daß er den Glockenstuhl im Kirchturm bereits erstiegen und den Glockenstrang zwischen seinen schwieligen Händen hatte, denn er machte mit seinen Armen andauernd die Bewegung des Glockenläutens. Als man ihn dann aber überzeugte, welchen Streich ihm der böse Alkoholteufel einmal wieder gespielt und wie seine Reputation (Ansehen) durch ihn einen bedenklichen Stoß erhalten hatte, schwor er diesem Verderber der Menschheit ab und war ihm hinfort gram bis an sein Ende.

Der flüchtige Hase von Deinsen (Eine wahre Begebenheit).

Vor langen Jahren waren in unserem Dorfe einmal drei kreuzfidele Skatbrüder. Diese vertrieben sich an den langen Winterabenden die Zeit mit Skatdreschen. Nun war es gerade in der Zeit um Martini herum, wo man mit der „Angströhre“¹³ auf dem Kopfe unbehindert auf der Rauchkammer einen Indianertanz aufführen konnte, ohne fürchten zu müssen, daß man sich den hohen Hut an der Mettwurst und dem Schinken einstoßen könnte¹⁴. Unsere Skatbrüder redeten oft über diese fleisch- und fettlose Zeit und überlegen, wie sie sich einmal einen fetten Tag machen könnten. Unter ihnen hatte aber einer einen großen Geist. Dieser entwarf folgenden Plan: Sie wollten taglich den Gewinn bei ihrem Spiele in eine Kasse legen; dieses sollte solange geschehen, bis das Geld zu einem fetten Braten aus der Familie Lampe zulange.

Der Vorschlag wurde angenommen und fand bei den anderen beiden begeisterte Zustimmung; jeder leckte schon im Vorgefühl der fetten Mahlzeit einige Male um den Mund. Ja, einer soll sogar schon in Gedanken gekaut haben. Fleißig wurden die Karten gemischt, lange Dauersitzungen wurden abgehalten; die Fingerknöchel wurden wundgeklopft; und Zähigkeit und Ausdauer führten endlich zum Ziel.

Die Kasse war gefüllt; und nach wichtiger Beratung wurde bei der Dorfwirtin auf einem Sonnabendabend ein Hasenbraten bestellt. Viel zu langsam schlich die Zeit dahin. Endlich war der Sannabend gekommen.

Den ganzen Tag über wurde gefastet. Der Schmachtriemen wurde immer enger gezogen, um ihn am Abend ja recht weit auflassen zu können. Ja, einer soll am Vormittag beim Scheider sogar noch einen Keil hinten in seine Unaussprechliche setzen lassen haben, damit sie ihn am Abend ja nicht beenge. Pünktlich um sieben Uhr fanden sie sich an ihrem Stammtische ein. Die Unterhaltung wollte gar nicht so recht in Fluß kommen, denn der Magen knurrte gewaltig, und der Schmachtriemen war bis zum letzten Loche angezogen. Bei jedem Geräusch im Hause schielten sie nach der Tür, konnte doch jeden Augenblick der erwartete Hasenbraten erscheinen.

Endlich ist der Augenblick gekommen, wo der Braten seinen Einzug halten soll. Mit vieler Mühe und großer Fachkenntnis hatte ihn die Wirtin fein „pikant“ im Bratofen angereichtert. Erwartungsvoll sitzen unsere drei Skatbrüder schon um die dampfende Kartoffelschüssel und harren der Dinge, die da kommen sollen. Die Wirtin eilt hinaus, um den sehlichst erwarteten Hasen aus dem Bratofen zu holen. Plötzlich erklingt in der Küche ein Schrei! „Der Hase ist weg“, gellt es durchs Haus – „Och“, sagt da der Eine, „de will ösch bloß foppen“¹⁵. Der andere meint: „De will ösch bloß nu betten lüren laten. De hat dat Spektakel in moin’n Biuke alle heuert.“ Der Dritte ruft ganz ungeduldig: „Ja, et iß all giut, bring ösch den Bran’n man rin; äck heff seit Donniddag kein’n Happ’n hatt und herren bannige Smacht.“ Aber ganz bleich erscheint die Wirtin in der Stube und ruft aufgeregt: „Je gläubet et woll nicht? De Hase iß wäge metsamt dem Branpott.“

Betroffen sehen sich unsere Freunde an. Der Eine wird vor Schreck weiß wie der Kalk an der Wand, der Andere wird puterrot im gerechten Zorn über den flüchtigen Hasen, und dem Dritten liefen vor Hunger die hellen Tränen aus den Augen.

Alle drei stürmten nach dem Bratofen, um sich selbst von dem Verschwinden zu überzeugen. Mit scharfen Augen spähten sie in des Ofens schwarzen Schlund. „Doch mit des Geschickes Mächten ist kein ein’zger Bund zu flechten, und das Unglück schreitet schnell“. Der Hase war und blieb verschwunden. Entgeistert sahen sie sich alle an, bis endlich einer die Sprache wiederfand und schrie: „Den mött wie na ine seuken!“. Sie hielten eilig einen Kriegsrat ab, in dem beschlossen wurde, sofort das ganze Dorf nach dem flüchtigen Hasen abzusuchen. Mit vereinten Kräften gingen sie an die Arbeit. Überall, wo sich noch ein erhelltes Fenster zeigte, wurde geläutet, ob nicht der Hase an die verkehrte Adresse gekommen sei. Von Süd nach Nord, von Ost nach West wurde unser Dorf durchquert. Aber nirgends war eine Spur von dem verschwundenen Lampe zu entdecken. Resultatlos kehrten alle zu ihren kaltgewordnenen Kartoffeln zurück. Da kam dem Einen von den Dreien noch ein letzter Geistesblitz. Er meinte: „Wöi gaht na Nabers Chrischan un halt soinen Hektor, de sall moul ein’n Pollezeihund maken. Wöi latet ne an’n Branpott rieken und settet un op de Spiur.“ Doch einer meinte: „Wenn de irst an’n Pott rieket hett, un hei findt dann den Hasen, dann fratt hei en upp.“ Man ließ daruum von diesem Vorhaben ab, bestellte sich einen mageren Schusterkarpfen und verzehrte diesen zu den kalten Kartoffeln mit einem Bärenhunger.

Der Hase aber soll noch heute mitunter um die finstere Mitternachtsstunde flüchtig und ohne Kopf durch unser Dorf rennen. Ob auch Gabel und Messer in seinem Rücken stecken, konnte man in der Dunkelheit nicht genau sehen, aber mit einer Blume war er geschmückt.

Der Heilbrink.

Im Mittelalter befand sich in der Dunser Dönse eine Klausur, welche auf einer Düne an der Westseite der Acker, dort, wo heute die Dunser Kapelle und die Schule stehen, lag. In dieser Klausur, mit welcher eine Herberge verbunden war, wohnte der Klausner. Dort kehrten des abends die Pilger auf ihrem Wege von Hildesheim nach Paderborn ein. Am Morgen nahmen sie in der nahen Acker ihre Morgenwäsche vor. Nachdem sie ihre weißen Pilgergewänder angelegt hatten, zogen sie nach dem nahegelegenen Marienhag¹⁶, wo ein großes Marienbild stand, weiter. Ihr Weg führte sie aus der Dunser Dönse einen kurzen, steilen Brink hinauf. Sobald sie oben angekommen waren, sahen sie in der Morgensonne das herrliche, große Marienbild im Hag leuchten. Bei diesem Anblick sanken die Pilger auf die Knie und riefen dreymal „Heil“. Von diesem Heilrufe hat der Brink den Namen „Heilbrink“ erhalten.

Bemerkungen von Friedrich Vennekohl, 26 Jul. 2016:

¹ Diese Aufzeichnungen sind in einem großen fast DIN A3 großen Karton-Ordner zusammengefaßt und in fünf Teilordner gegliedert. Diese tragen die Überschriften 1. Aufzeichnungen der Gemeinde Deinsen, 2. Volksschule Deinsen, Dorfchronik, 3. Aufzeichnungen zum Gemeindewappen Deinsen, 4. Aufzeichnungen der Schule in Deinsen und 5. Aufzeichnungen zum Ehrenmal Deinsen. Bis auf den zweiten Abschnitt, der offenbar als Stoffsammlung aus losen Blättern besteht und aus Abschriften von anderen relevanten Quellen zu verschiedenen, Deinsen betreffenden Themen wiedergibt, sind die anderen Kapitel auf hochwertigen, dicken Büttenpapier geschrieben, wobei die meisten Seiten sehr sorgfältig von Hand liniert worden sind. Der Text ist von Karl Kaye mit Tinte in vorbildlichster Schön-Schrift in der Schriftart Sütterlin zu Papier gebracht worden. Der 2. Abschnitt ist nachfolgend nicht mit aufgeführt, weil ich die Zitate z.B. Abschriften aus dem ersten Deinsener Kirchenbuch über die Kriegereignisse, die Listen der Pastöre, die Wohnstellenliste und die Zitate aus den Kopfsteuerbeschreibungen 1664 und 1669 und des Hausbuches von Lauenstein (1593) schon mit dem Kirchenbuch und den genannten Quellen gesondert transkribiert habe. Siehe dort.

² Hier offenbart sich in Kayes Beschreibung das er der nationalsozialistische Ideologie anhing, und diese in seiner Funktion als Lehrer und als „Würdenträger“ in Deinsen wenig reflektiert propagierte.

³ Auch hier schlägt sich die politische Ausrichtung im einem wissenschaftlichen Sinne sehr einfachen und folglich unpräzisen Darstellung der wirklichen geologischen Zusammenhänge nieder. Ihm mag es darum gegangen sein, seinen Leser überhaupt für geologische Zusammenhänge auf einfachem Niveau zu sensibilisieren.

⁴ Der unbestrittene Wahrheitsgehalt dieser Geschichte besteht darin, das Ortsnamen einer Siedlung im hiesigen Raum häufig vom Vornamen eines Siedlungs-Pioniers mit der Ergänzung ‚husen‘ abgeleitet worden sind, wobei Letzteres zu „sen“ verkürzt wurde. Die Bezeichnung Dedensen ist hier im Ort bereits im ersten Kirchenbuch der Kirchen-Gemeinde Deinsen von 1719 schon in der ersten Überschrift „Getaufte in Dedensen“ mit der Handschrift des Pastors Justus Andreas Raders (1719-1848) überliefert. Baring gibt (1744) allerdings den Namen als Deynhusen an. Auch wird dieser Ortsname in der gleichen Quelle in der Liste der Pastöre auch für die Zeit um 1600 angegeben. Deshalb ist hier aus dem Ortsnamen zurückgeschlossen, das der Pionier ein „Dedo“ gewesen sein könnte.

Auch sind die geographischen Bedingungen der Bäche, Sümpfe und Erhebungen mit den daraus sich ergebenden Vorzügen einer geschützten Lage richtig dargestellt und mit den (auch noch) heute verwendeten Namen versehen.

Obwohl die zeitliche Einordnung der Geschichte offen bleibt, wird der Eindruck vermittelt, dass es sich um eine altsächsische Besiedlung (also vor Karl dem Großen mit seinen Sachsenkriegen ab ca 850 n. Chr.) gehandelt hätte, und eine Gruppe von Wehrfähigen mit deren Familien die Inbesitznahme und Gründung des Ortes vollzogen hätten. Barner hatte die Auffassung vertreten, dass es nahe Deinsen eine sächsische Siedlung gegeben haben müsse. Diese Form der Besiedlung durch eine Truppe hat es gegeben und hat sich häufig auch im Ortsnamen niedergeschlagen. Ein Beispiel dafür ist „Barntrup“ wobei das ursprüngliche „trup“ auch zu „dörp“ oder „dorf“ verwandelt wurde. Das hiesige „Benstorf“ könnte das Dorf des Anführers „Benno“ gewesen sein. „Dedensen“ deutet aber an, das es sich verbunden mit Waldrodungen um einen Pionier und dessen Haus handelte. Erst mit zunehmender Bevölkerung (deutlich nach den Sachsenkriegen) und zunehmendem Bedarf an Nahrungsmitteln mußte mehr Wald zugunsten von Ackerbau gerodet werden und weitere Siedler gesellten sich zum „Haus des Dedo“. Die ersten 4 Vollmeierhöfe Deinsens liegen noch heute um die Kirche herum, die auf der geschilderten Düne im Schutz der genannten Bäche und Sümpfe steht. Das Deinsen auch die Siedler aus Bantesen und Olshusen, vermutlich schon in der Hildesheimer Stiftsfehde (1519-1523) und nicht während des 30jährigen Krieges (1618-1648) aufgenommen hat, wird durch überlieferte Flurbezeichnungen belegt und schlägt sich auch im heutigen Wappen von Deinsen mit seinen drei (Spiegelberger-) Geweihen nieder, in dem jedes Geweih für einen der drei betroffenen Orte symbolisiert. Die späteren Siedler aus den genannten Orten haben jenseits der schützenden Soltbeeke mit ihrem Sumpf- und Moorwiesen „vor dem Dorfe“ ihre Höfe angelegt. Es gab also niemals einen Siedlungstrupp in Deinsen! Die anschauliche Aufbereitung von Karl Kaye ist sicherlich dem Niveau seiner einklassigen Volksschule angepaßt.

⁵ Im Gegensatz zu der vorstehenden Darstellung scheint diese Schilderung nur der Phantasie entsprungen zu sein, da sie jeglicher historische Tatsachen entbehrt.

⁶ Die Orte Ölsen und Banste sind in der Karte zur Verkoppelung der Gemeinde Deinsen als Flurnamen enthalten. Auch nennt Baring (1744) diese Orte in seiner Saalechronik.

⁷ Die Verkoppelung der Feldmark von Deinsen fand zwischen 1860 und 1870 statt.

⁸ „Warte einen Augenblick, ich habe einen kleinen Stein im Schuh, der drückt mich for. Ich muß den Sauh erst mal ausziehen.“ - „Der soll dich wohl drücken.“

⁹ Noch heute gibt es im Deinser Forst eine Gegend mit dem Namen „Bärenhöhlen“. Damit scheint es wahrscheinlich, das es dort in grauer Vorzeit tatsächlich Bären gegeben haben könnte.

¹⁰ In der angegebenen Quelle Saalechronik von Baring ist davon nichts erwähnt.

¹¹ „Warte, Du Dieb, jetzt habe ich dich. Komm mir nur heraus, dann schlage ich dir die Knochen im Leib kaputt!“ - „Tja, wenn ich das Loch nach hinten heraus hätte!“ - „Welches Loch hinten?“

¹² Die Orgel wurde in jenen Zeiten durch einen Blase“balg“ mit Luft versorgt. Es handelte sich dabei um zwei Bälge, die abwechselnd getreten werden mußten, so daß ein ständiger Luftstrom die Orgel versorgen konnte.

¹³ Bei der Angströhre handelt es sich vermutlich um einen Zylinder als Kopfbedeckung.

¹⁴ Martini oder Martinstag ist der 11. November. Zu diesem Zeitpunkt waren die Schweine noch nicht ganz schlachtreif, so daß die Vorratskammern eher leer waren.

¹⁵ Der Dialog lautet auf hochdeutsch: „Ach, wie will uns nur foppen (einen Scherz machen).“ - „Die will uns bloß noch ein wenig lauern lassen. Sie hat das Spektakel in meinen Bauche schon gehört.“ - „Ja, es ist schon gut. Bring uns dem Bratem man rein, ich habe seit Donnerstag keinen Happen gehabt und habe einen sehr großen Hunger.“ - „Ihr glaubt es wohl nicht? Der Hase ist weg mitsammt dem Brattopf.“ - - „Den müssen wir nach ihm suchen!“ - „Wir gehen zu Nachbars Christian und holen seinen Hektor, der soll mal den Polizeihund spielen. Wir lassen ihm am Brattopf riechen und setzen ihn auf die Spur.“ - „Wenn der erst am Topf gerochen hat, und er findet dann den Hasen, dann frißt er ihn auf.“

¹⁶ Marienhagen ist ein sogenanntes Hägerdorf, das ist eine spezielle Siedlungsform in der sich ein Ort entlang einer Straße und einem Bach befindet. Rechtwinklig dazu liegen nebeneinander die einzelnen Hofstellen jeweils mit dem Haus und den Wirtschaftsgebäuden an der Straße und dem Bach und dahinter die zugehörigen Äcker und Wiesen. Die leitende Hauptperson der Besiedlung war der Häger (heutiger Familienname: Hage), der den Aufbau der Siedlung für den Landesherrn leitete und dafür deutliche mehr Land zugewiesen bekam als die normalen Siedler. Im zeitlichen Ablauf folgte die Anlage der Hagedörfer den Rodungen (...rode) etwa von 1200-1400 n. Chr. Ob nun der Name Marienhagen auf das Marienbild zurückzuführen ist, so wie es die Erzählung nahe legt, muß sich erweisen, es könnte auch anders herum sein, das das Bildnis aufgrund des Ortsnamens aufgestellt wurde. Auch wäre zu klären, ob es überhaupt nennenswerte Pilgerströme von Hildesheim nach Paderborn (von Bischofs- zu Bischofsstadt, und in Ost-West Richtung) gegeben hat. Der nächste, bekannte Pilger- und Jacobsweg (im Zuge der Via Scandinavia) verlief hier in Nord-Süd-Richtung über die Sieben-Berge, den Sackwald und weiter nach Bad Gandersheim.